

**Zeitschrift:** Appenzeller Kalender  
**Band:** 224 (1945)  
  
**Artikel:** Die Schwalbennester : eine Erzählung aus den Bergen  
**Autor:** Küng, Gottlieb  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-375232>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

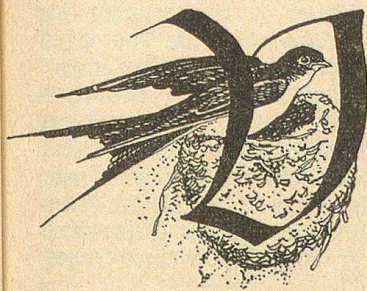
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 24.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Schwalbennester.

Eine Erzählung aus den Bergen von Gottlieb Küng.



Viktor Jost war ein Bauer. Erst so um die dreißig herum, noch ledig, von kleiner, schwächlicher Gestalt, im Angesicht nicht etwa häßlich, gar nicht. Er hatte eher etwas Anziehendes als Abstoßendes an sich. Und so hätte da der Jost wohl schon etliche Male Gelegenheit gehabt zum Heiraten, umso mehr noch, da die Moosheimet als eine der schönsten galt, die in der Gemeinde lagen und keineswegs mit Schulden überlastet war. Aber Jost wollte nicht heiraten. Er scheute die Kosten, die diese neue Einrichtung mit sich gebracht hätten. Und dann war da etwas, daß es wohl gut war, daß Jost nicht heiraten wollte – der Viktor hatte einen großen Fehler. Er hatte einen großen Geist – und dieser Geist hieß „Ich“. „Ich will“ – das waren fast immer die ersten Worte, mit denen er täglich seine nicht allzulangen Reden zu beginnen pflegte.

„Ich will jetzt die alte Scheune abbrechen, die mein Urgroßvater aus Haus hingebaut hat. Sie taugt nicht mehr für die heutige Zeit“, sagte er eines Tages zu seinem Knecht Hobi, der eben beim Vespereffen am Tische saß. Der alte Hobi, ein Hüne von Gestalt, schob den Teller weg und schaute seinen Meister mit einem verwunderten Blicke an. Der jetzt einundachtzigjährige Knecht, der eben noch einen zweizentigen Salzack bis zum Möösle hinübergetragen und schon sechsundfünfzig Jahre lang bei Möösli gedient hatte, schob den Teller zurück und legte den Köffel weg. „Gefcheiter heiraten, als den Stall abbrechen“, sagte er. „Und dann die vielen Schwalben,“ – fuhr er fort – „die Schwalbennester unter den Dächern der Scheune? . . . die Schwalbennester. Einunddreißig sind es jetzt, und die bringen den Segen ins Haus und in den Stall, Viktor – die bringen den Segen und haben ihn schon von jeher gebracht. Nimm dich in acht, was du machst. Das könnte legen.“

Mit diesen Worten schritt der Knecht von der Küche in den Stall hinüber.

„Es könnte legen“, lachte der Viktor Jost, der junge Mööslibauer, als der Knecht füttern gegangen war.

Es war nach dem Emdet, zu Ende des Augustmonats.

Der Knecht Hobi saß diesmal beim Zinlieffen und schnitt sich eben ein Stück geräucherter Speck ab, als der junge Moosbauer zu ihm trat.

„Ich will jetzt halt den Stall doch abbrechen, trotz den einunddreißig Schwalbennestern, die darunter hängen und das Glück in den Wiegen brüten“, sagte da plötzlich der Jost.

„Warum denn auch?“ meinte gelassen der Knecht.

„Das ganze Gebäude ist ja noch gut in den Fugen, gut, überall, wo man hinschaut.“

„Aber das Wasser?“

Hobi schaute den Meister groß an.

„Was ist's denn da mit dem Wasser?“ fragte er.

„Ihr wißt doch, daß wir letzten Sommer vierzehn Tage lang das Wasser vom Bach herübertragen mußten, weil da der alte Brunnen in der Tröckne versagt hat. Ich will jetzt den neuen Stall in die Nähe des Baches hinüber bauen – vom Bach her eine neue Leitung – und die Sache ist perfekt.“

„Das täte ich nicht“, sagte der Hobi.

„Das Wasser, das wir da an der Scheune haben, ist gut, mehr als gut – im Sommer kalt, im Winter warm – gutes Quellwasser. In der größten Winterkälte warmes Wasser haben für's Vieh – das ist unbezahlbar, das ist unbezahlbar, Viktor. Und darum hat es dein Großvater auch gegraben. Er mußte schon, warum er dies tat. Hab' ihm noch beim Graben zugehört, dem Abraham, hab' ihm sogar eine Zeit lang noch pickeln geholfen“, sagte der Knecht sinnend vor sich hin.

„Nimm dich in acht, was du tust“, fuhr er weiter fort.

„Zu lieber heiraten, wie dir deine Mutter noch auf dem Sterbebett angeraten – das Bethli im Löchli heiraten, gäb' eine wahrhafte Frau, würd' passen auf den Mooshof – und tu' ja das alte Wasser nicht weg, Viktor – das könnte legen.“

„Das könnte legen“, spöttelte der Bauer, als der Knecht fortgegangen war.

„Und dann erst heiraten, wie er da gemeint hat, das arme Löchli-Bethli heiraten – fehlte noch – arm sein kann ich noch allein.“

So rasonierte der Bauer und schnitt sich mit der Axt auf einem Scheitertof ein paar Holzweggen zurecht.

Der Sommer ging vorüber, und der Herbst zog ins Land. Die Berge starben ab. Im Laubwald drüben fielen schon die ersten Blätter.

Eines Morgens, nach dem Melken, rief der junge Bauer den Knecht vom Stalle ins Haus hinüber.

„Mußt mitkommen. Habe heute sechs Arbeiter gedungen. Ich will den Wald fällen, ob dem Lamenenbach. Die Wasserleitung muß noch vor Winter hergestellt werden, wenn ich im Frühjahr den Stall bauen will. Nun ist das erste, daß der Buchwald weg muß. Er ist ein unüberwindliches Hindernis für die Leitanlage“, sagte der Bauer. Da reckte sich der alte Hüne in seiner ganzen Gestalt und Größe auf – er schien noch zu wachsen. „Da helf' ich nicht mit!“ rief er mit einer Stimme, die eher der Stimme eines angeschossenen Bullen glich, als dem Laute eines Menschen.

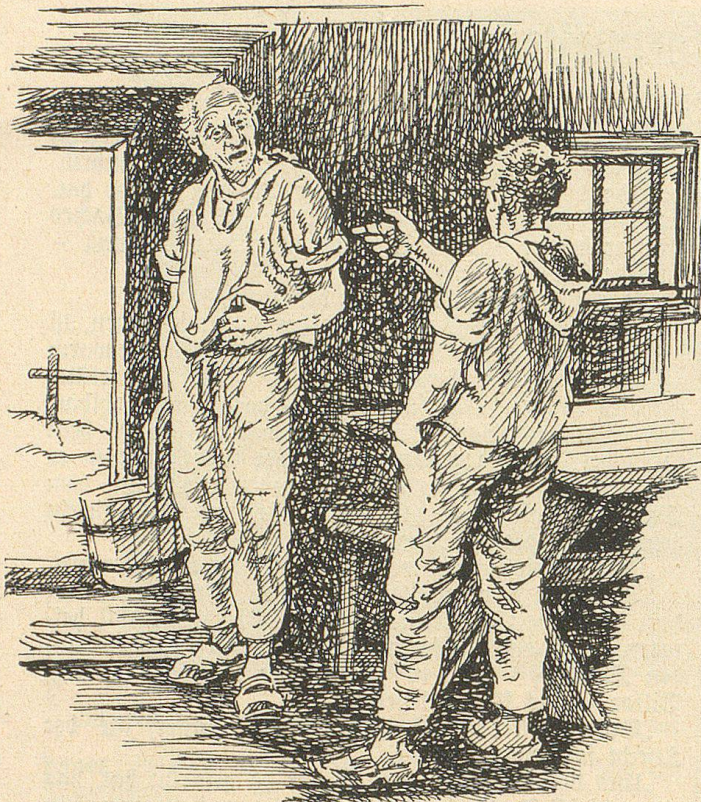
„Warum denn auch nicht?“ meinte lächelnd der Jost.

„Weil dabei die Moosheimet untergeht. Schlägst du den Wald, dann nimmst du eines Tages das Küßwasser die ganze Heimet bei Stump und Stiel weg! Glaub's mir! Tu's nicht! Tu' lieber heiraten – das Bethli im Löchli heiraten. Viktor, laß' dir's sagen, wie es ist. Schlag' ihn nicht! Das könnte legen!“

\*

Viktor Jost tat's aber doch. Der Bauer und die sechs Arbeiter hatten den ganzen Tag über Buchen gefällt. Als dann am Abend der Jost heimkam, war der Knecht fort, und das unbetreute Vieh brüllte den Stall an.

Hobi hatte vor ein paar Jahren von einer verstor-



benen Base ein kleines, zerfallenes Häuschen geerbt. Das alte Nest war seither nie mehr bewohnt worden.

In diesem Hüttchen hatte sich Hobi tagsüber eingerichtet. Tische, Kasten, Stühle und Bänke und ein altes Bett standen noch da, genau so, wie sie vor Jahren von der Alten verlassen worden waren. Den nötigen Lebensunterhalt hatte sich der Knecht tagsüber vom Tale heraufgeholt. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, keinen Schritt mehr über die Schwelle der Moosheimet zu tun.

Jost war zunächst etwas benommen, als er die mißliche Lage überschaute. Es war ihm denn doch nicht ganz recht, den altbewährten, treuen Knecht zu verlieren. Er hoffte, Hobi werde während der Nacht, oder dann am folgenden Morgen wiederum erscheinen, sobald sein Jörn verbracht sei. Aber Hobi kam nicht. Er kam auch am zweiten und dritten Tage nicht.

Da setzte sich's auch der Jost in seinen Ibschädel.

„Ich will jetzt doch noch schauen, wer hier auf dem Moosgut der Meister ist. Das wäre mir jetzt noch, wenn ich mich von einem Knecht sollte vogten lassen. Nein, das tut der Viktor Jost nicht. Das tut der Mööslbauer nicht.“ Eine Woche später stand ein anderer Knecht auf dem Mooshof im Dienste.

Der Winter war dies Jahr früher ins Land gezogen als sonst. Man schrieb noch nicht das neue Jahr, da lag auch schon der geschlagene Wald gesäubert da. Das Brennholz lag aufgeschichtet, und die Buchenklöße waren schon längst in die Talsäge hinuntergebracht worden.

Jost war zufrieden. Er hatte zur rechten Zeit geschlagen. Ringsum standen die Völker im Krieg. Das Holz war im Preise gewaltig gestiegen. Victor's großer

Überschuß, den er nicht zu seiner eigenen Baute verwenden mußte, brachte ihm ein schönes Stück Geld ein.

Schon eine Woche nach Pfingsten stand die neue Scheune fix und fertig da. Es war eine stolze Baute. Aber die Schwalbennester fehlten – die einunddreißig Schwalbennester – und mit ihnen fehlten das Glück und der Segen auf dem Hofe. Der neue Knecht war nicht mehr der alte Hobi. Eine Kuh nach der andern veraltete oder bekam sonst einen Gebrechen, und der Bauer hatte nur allzu oft den Viehdoktor im Stalle.

Daß der neue Knecht nicht mehr der alte Hobi war, das merkte der Victor wohl. Aber er wollte sich's anfangs nicht gelten lassen. „Ich will mir mit Gelegenheit einen andern suchen“, sagte er sich aber doch eines Tages.

\*

Es war ein heißer Julitag.

Schon in den ersten Morgenstunden hatte die Sonne brennendheiß über den Fluren, Äckern, Wiesen und feldern gestanden. Das Weidevieh hob die Schwänze und raste in wilden Fluchten über die Weiden hin und floh dem schützenden Walde zu, um sich vor den Stechfliegen, Mücken und Bremsen zu erwehren. Die Sennen hatten Mühe, die Tiere ins Geleise zu bringen und sie einzustallen. Die Luft war sichtig. Am Horizonte standen vereinzelt Jöhnstangen über den Spitzen der Berge.

Gegen den Mittag hin wurden schmutzig-fahle Wolkenballen sichtbar, die sich über dem See hin lagerten. Die Ballen wurden größer und größer, taten sich zusammen, lösten sich wieder auf und taten sich abermals zusammen. Schneller als jemand es nur ahnen konnte, überzog sich der Himmel mit einem blassen Schleier. Die Sonne verbarg sich hinter dem Gewölk, das indessen immer schwärzer und schwärzer wurde, unheimlich, drohend, Unheil verheißend. In der Ferne hörte man ein dumpfes Rollen. Jetzt setzte ein rasender Wind ein, der die losen Eaden auf- und zu schlug, die Fenster zertrümmerte, die Blumenstöcke von den Fenstern warf und auf der Straße den Staub hochauf wirbelte.

Fern, in den Lüften, über den Berg hin, da ging ein Rauschen. Die ersten Tropfen fielen – und eine Minute später goß es wie aus Eiteln. Dann ging der Regen in Hagel über. Ein unheimliches Getöse folgte, so gewaltig, daß es die menschliche Stimme zerschlug und die Donnerschläge fast unhörbar machte.

Victor Jost stand unter dem Scheunentor und schaute mit klopfendem Herzen dem tollen Treiben zu. Für einen Augenblick zog er sich ins Hausinnere zurück, um sich seinen Stallrock anzuziehen. Es war kalt geworden, und nach der fast unerträglichen Hitze des Tages spürte man die Kälte doppelt, die in diesen Hagelwolken hing.

Da pochte es mit einem Male stürmisch ans Haustor.

Die Tür wurde aufgerissen, und sein Nachbar, der Boden-Heiri, stand vor ihm, mit aschfahlem Gesicht und mit bebenden Lippen:

„Die Küsi, Victor, die Küsi!“ rief er den Jost an.

Mit zitternden Händen zeigte er zur Höhe hin, wo sich langsam, aber unheimlich stetig eine schwarzgraue Masse hinunterwälzte, einem Ungeheuer gleich, das seinen Rachen aufsperrt, um weiter unten das gebannte Opfer zu zerreißen. Jost war weiß geworden wie ein Linnen. Mit einem Satze stand er im Werkzimmer drü-

ben, riß eine Art von der Wand herunter und stürmte in die tosenden Elemente hinaus.

„Du rennst ja ins Unglück! Die Küsi reißt dich mit!“

„Mein Vieh! Mein Vieh!“ schrie der Bauer durch den wütenden Sturm und stürzte der Scheune zu.

In der Nähe des Stalles angelangt, sah er, daß das Scheunentor sperrangelweit offen war. Er sah dabei nicht, daß das schwarze Ungeheuer bereits dicht über ihm und der Neubaute stand. Er sah überhaupt nichts mehr, als einen Augenblick lang die leeren Ketten, die überall von den Barnlatten auf die Bruggdielen herunterhingen – und dann gab es einen Stoß – einen furchtbaren Ruck durch das neue Gebälk – ein feuriger Funke vor seinen Augen – ein stechender Schmerz . . . und dann schwanden ihm die Sinne . . .

\*

Als er wieder zu sich selbst kam, sah er, daß er sich im Krankensaale eines Spitals befand.

Neben ihm saß Hobi, der alte Knecht, und am Fußende saß eine Krankenschwester. Jost wollte sich erheben. Ein stechender Schmerz aber hieß ihn stille sein, und die Schwester deutete mit dem Zeigefinger.

Erst jetzt sah er, daß sein rechtes Bein und sein linker Arm in Schienen lagen.

„Gebrochen“, stammelte er, und die Schwester nickte.

Dann griff er mit der noch brauchbaren rechten Hand an den schmerzenden Kopf. Der schwere Verband, den er fühlte, belehrte ihn, daß er auch da verletzt, schwer verletzt sein mußte.

Eine Zeit lang schloß er seine Augen und schien sich auf etwas zu besinnen. Dann blickte er zu seinem alten Knecht hinüber und bot ihm die Hand.

„Du warst es, der mein Vieh gerettet hat. Es ist mir jetzt alles klar. Kannst du mir verzeihen, Hobi? Ich hätte dir eben mehr hören sol . . . l . . . en . . .“

Wiederum umfing ihn eine tiefe Ohnmacht.

Einundzwanzig Wochen lang mußte der Mööslibauer im Krankenhaus verbleiben. Es kam den Ärzten und den Krankenschwestern vor, wie ein Wunder, daß er überhaupt wieder davontam. Mit einem Schädelbruch, Arm- und Beinbrüchen, nebst unzähligen Schürfungen, kleineren und größeren Wunden hatte man den Bauer an jenem Unglückstage in den Spital gebracht. Duzende von Stunden hatte er in wilden Fieberphantasien gelegen, hatte von Wasserleitungen, Stallbauten und Schwalbennestern wirr durcheinander geredet. Erst nach der dritten Woche waren dann die Fieber allmählich gewichen.

Während den darauf folgenden Wochen und Monaten hatte der Kranke Zeit genug gehabt, seinem bisherigen Leben etwas genauer nachzuspüren. Er hatte im Kreise seiner Mitpatienten zu lernen angefangen, seinen Ich-Geist je länger je mehr einzusehen und zu verabscheuen.

Es war am Niklausentag. Jost stand am Fenster und schaute in die verschneite Winterlandschaft hinaus. Er war heute besonders gut aufgelegt. Die Schwester hatte ihm am Abend zuvor die frohe Botschaft gebracht, daß er, wenn nichts mehr dazwischen käme, Weihnachten zu Hause feiern dürfte.

Da trat Hobi zu ihm ins Krankenzimmer.

„Kannst scheints bald heimkehren. Schwester Klara



hat mir's eben gesagt“, meinte gutmütig der alte Knecht. Viktor setzte sich aufs Bett, und der Knecht ließ sich neben ihm auf einen Sessel nieder.

Eine Weile war's still um sie.

„Hast's dem Bethli gesagt?“ brach endlich der Viktor das Schweigen.

„Ich hab's ihm gesagt“, gab der Knecht zurück.

„Und jetzt?“ fragte der Bauer weiter.

„Und jetzt, Viktor“, begann der Knecht nach einer Weile wieder.

„Ja, hat sie gesagt. Aber eine Bedingung hat sie an dieses Ja geknüpft.“

„Und die wäre?“

„Du müßtest deinen alten Hartkopf etwas ablegen. Sonst ging's nicht in der Ehe. Und das glaube ich selber auch: Sonst könnte es noch einmal legen.“

„Keine Angst, Alter. Ich hab' das jetzt gelernt. Die Schule, die mich das gelehrt hat, war zwar hart . . . aber doch gut . . . und ich möchte sie sogar nicht mehr zurücknehmen!“ fügte Jost nach einer Weile hinzu.

\*

Am Tage nach Weihnachten hielten die beiden, das Löchli-Bethli und der Mööslibauer, ihre Hochzeit. Es war eine kleine und stille Feier, an der nur die Nächstverwandten und der Knecht Hobi teilnahmen.

In den paar darauffolgenden Wochen wurde die alte

Scheune, die früher ans Haus angebaut gewesen war, wieder neu aufgebaut.

Schon gegen Ende März war sie fix und fertig erstellt.

Und siehe da – als dann der April ins Land gezogen kam und es gegen Ende des Monats ging und überall wieder frisches Grün erblühte, die Osterblumen ihre gelben Kelche an den Bachrändern entfalteten, die Schneeglöcklein an den aperen Plätzen hervorlugten, der Seidelbast wuchs und die Haselnußtauben ihre Kästchen öffneten – da begann eines Morgens ein Zwitschern unter dem Giebelbach der Neubaute.

Die alten Schwalben waren wiederum da, zimmerten und zementeten vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und in der Zeit von ein paar Tagen klebten schon mehr als ein halbes Duzend neue Schwalben-nester in den Winkeln der Dachtragbalken.

„Werden so bald wieder einunddreißig sein, wenn's so weitergeht“, meinte eines Abends der Knecht Hobi, als er vom Melken kam und zu dem jungen Ehepaar in die Küche trat.

„Ja, ja, wenn's so weitergeht, dann kann's nicht mehr laßen.“

## Die Schlacht von Näfels in ihrer schriftlichen Überlieferung.

Von Landesarchivar Dr. J. Winteler, Glarus.

Am 9. April 1388 haben die Glarner zu Näfels ihre Freiheitschlacht geschlagen. Ihr Land war vermutlich im 9. Jahrhundert von einem deutschen König an das Frauenkloster zu Säckingen am Rhein geschenkt worden. Damit besaß das Kloster grundherrliche Rechte und hatte zugleich über einen Großteil der Bewohner zu verfügen. Die weltliche Oberhoheit stand nach wie vor dem König zu; dieser ließ seine Rechte durch einen Verwalter, den Kastvogt, wahrnehmen, während das Kloster wiederum von sich aus die Verwaltung einem Meier übertrug. Diese beiden wichtigen Ämter waren 1264 und 1288 in die Hände der Grafen von Habsburg übergegangen, die hier wie anderorts den Versuch unternahmen, aus der Beamtung eigene Herrschaftsrechte abzuleiten. Druck erzeugt jedoch bekanntlich Gegenruck, und es verwundert daher keineswegs, wenn Glarus sich an die seit 1291 bestehende und bis 1351 um Luzern und Zürich erweiterte Eidgenossenschaft anlehnte. Im Spätherbst 1351 wurde das Land von den Eidgenossen erobert und im Februar des folgenden Jahres der nachträglich versuchte Widerstand des österreichischen Bogtes, der auf der Burg zu Näfels saß, wo sich seit 1679 das Kapuzinerkloster erhebt, blutig niedergeschlagen. Immerhin hatte der am 4. Juli 1352 beschlossene Bund von Glarus mit den Eidgenossen im Zusammenhang mit der kriegerischen Entwicklung und den darauffolgenden Friedensschlüssen nur für kurze Zeit Geltung; Glarus mußte in der Folge wieder unter die österreichische Herrschaft zurückkehren. Allein die Entscheidung war nur aufgeschoben; im Zusammenhang mit dem 1386 begonnenen Sempacherkrieg half Glarus mit bei der Eroberung des Städtchens Weesen durch die Eidgenossen, von woher die Glarner sich immer wieder bedroht fühlen mußten. In der Nacht vom 22./23. Februar jedoch ging dieser Ort durch Verrat verloren; 34 Mann der eidgenössischen Besatzung, davon der meiste Teil Glarner, kamen dabei ums Leben. Der Habsburger Herzog Albrecht III. ließ in den folgenden Wochen ein großes Heer zusammenziehen, das in der Stärke von rund 6000 Mann gegen die Glarner den vernichtenden Schlag führen sollte. Eine kleine Schar, 5–600 Glarner, zu denen sich 50 Schwytzer gesellten, warf sich der Übermacht an der Lezimauer und an der Rautthalde bei Näfels entgegen in sicherer Gewißheit und todesmutiger Überzeugung, daß ein

Leben ohne Freiheit unerträglich wäre. Sie bezahlten den Sieg mit 55 wackern Streikern; auf gegnerischer Seite sollen nach zuverlässigen Berichten gegen 1700 Mann gefallen sein. Im Frieden vom 1. April 1389 anerkannte Österreich die neue Lage; mit Säckingen aber wurde der Loskauf von der Klosterherrschaft 1395 vertraglich geregelt und die gänzliche Befreiung des Landes schließlich 1415 durch König Sigismund bestätigt.

Es erscheint uns als verständlich, daß der glanzvolle Sieg mit seinen bedeutenden Erfolgen den Glarner in gewissem Sinn als Wunder erscheinen mußte, und man versteht ohne weiteres, daß ihre Dankbarkeit zu Gott aus vollem Herzen kam. Wenn uns deshalb der Beschluß der Glarner Landsgemeinde vom 2. April 1389 überliefert wird, den Jahrestag der Schlacht durch eine jährliche Wallfahrt auf die Wallstatt zu feiern, wozu aus jedem Haus der ehrbarste Mensch verpflichtet sein sollte, die Wege und Stege zu wandeln, die die Streiter in den Tagen der Not gegangen und Gott immerfort zu danken, daß er ihre Seelen mit Mut und Kraft erfüllt und alles zum Besten gelenkt, so freuen wir uns über diese fromme und dankbare Gesinnung, die in einer solchen Willenskundgebung zum Ausdruck kommt. Die Namen der Verstorbenen sind schon damals in den Jahrestbüchern oder Anniversarien aufgezeichnet worden. Mögen sich bei einzelnen Verstorbenen nur dessen nächste Verwandte zur Feier der Jahrzeit finden, so handelte es sich bei der Jahrzeit zu Näfels um eine Feier, die das ganze Volk verpflichtete. Diesem frommen Brauch haben wir es zu verdanken, daß die Toten zu Weesen und Näfels uns heute noch mit ihren Namen bekannt geblieben sind.

Mit den Jahren jedoch lichteten sich an der Wallfahrt die Reihen jener, die einst selber mitgekämpft oder doch Zeitgenossen gewesen sind. Bestund nicht die Gefahr, daß der schwere Kampf, der glorreiche Sieg der Vergessenheit anheimfiel, daß die näheren Umstände, die zu dieser großen Auseinandersetzung geführt hatten, nicht mehr jedermann gegenwärtig waren? In 30, 40 Jahren war eine neue Generation herangewachsen, so daß bei den damaligen führenden Männern der Gedanke erwachte, die Geschehnisse von 1388 schriftlich aufzuzeichnen und diesen Bericht an jedem Jahrestag öffentlich vorlesen zu lassen. Aus dieser Überlegung her-